

## Hikikomori

Siehe, ein Schiff erhebt sich, bricht aus den Tiefen des Meeres hervor, dort draußen nah der Stadt, wo die Sonne aufsteigt und der Regen fällt. Siehe, es bäumt sich in die Höhe, wie ein Ungeheuer, das Blut und Beute riecht. Jetzt steht es auf dem Wasser, schief und fest, als zögen es unsichtbare Seile in den Himmel hinein, und im Wasser ist nur noch das Heck. Dann, langsam, beugt sich das Schiff nach vorne, der Bug fällt hinab, doch ganz sanft; er gleitet zurück auf die Wasseroberfläche, die unsichtbaren Seile lassen nach, und siehe, da liegt das Schiff auf dem Wasser, so, dass es schwimmen kann ohne Seil. Schon fährt es los, fährt mitten in die Stadt hinein, gleitet in den Hafenbecken, wo kein anderes Schiff mehr liegt. Es dreht sich, wankt, ragt empor, und siehe, schon ist es angelandet, genau dort, wo SIE ist. Sie. Sie lehnt an der Kaimauer, den Blick fest auf das Schiff mit den drei Masten gerichtet. Da muss eine große Mannschaft sein, mit Zähnen und Waffen bewehrt, doch da ist keine Angst in ihr. Sie schaut sich um. Niemand zu sehen. Die Kais sind leer, das Schiff auch, wo ist die Mannschaft? Langsam nähert sie sich dem Schiff. Da wird eine Klappe ausgefahren, und ein Steg windet sich an Land. Sie sind nicht gekommen, um ihr ein Weh zu tun, die Mannen, sie wollen nicht morden und brandschatzen und vergewaltigen. Sie bleiben schüchtern unter Deck versteckt. Sie werden ihr nichts tun. Entschlossen geht sie an Bord. Treibt den Nebel vor sich her, der sich unter ihren Füßen bäumt, sie tritt ans Steuerrad, los die Leinen, und siehe! Wie von unsichtbarer Hand geleitet treibt das Schiff die Stadt hinaus, rasch dem Horizont entgegen, auf Deck nur sie, keine Mannschaft, kein Mensch.

Sie kommen als Rotte. Mit schweren Stiefeln und schnaubend und gewichtig stampfen sie die Stufen hinauf, die Ordnung wiederherzustellen, denn die wurde gestört. Die Nachbarin hat sich beschwert, hat einen Hilferuf getan, jetzt muss doch endlich etwas geschehen! Kommen Sie bitte, schnell! Da rast die Rotte los, mit Sirenen und Blaulicht und kreischendem Tatütata, rast über alle Ampeln hinweg. Das darf sie, die Rotte, die unser aller Recht ist und Hilfe in der Not. Zehn Minuten später ist sie da. Hält direkt vor der Tür, ein Wagen mit amtlichen Kennzeichen, so schnell! So schnell ist sie gekommen, die Rotte, aber klar, sie weiß ja, wo die Delinquentin wohnt, denn die Delinquentin ist nun wahrlich keine Unbekannte! Nein, im Gegenteil, sie hat auf sich aufmerksam gemacht, hat das Auge des Rechts auf sich gelenkt. Die Rotte ist das Recht, und das Recht ist gut. Aber das Recht, die Rotte, hat so viel zu tun! Da kann man nicht noch Rücksicht nehmen auf die Einzelheiten, die ach so besonders sind, vor allem die *psychologischen*, denn man hat durchaus eine Beraterin konsultiert für den Fall! Die

Wache ist modern aufgestellt; niemand kann sagen: Preußen anno dazumal! Nein, wir kümmern uns um unseren Bürger und auch manchmal um die Bürgerin und manchmal ist dann halt auch Schluss. Jetzt ist Schluss. Jetzt ist zum dritten Mal der Anruf eingegangen von der Nachbarin. Zum dritten Mal, und die Woche ist noch nicht einmal vorbei! Schluss! Man hat schließlich noch mehr zu tun. Dort, im Norden der Stadt, da sieht es noch ganz anders aus, da regieren die Clans und die Migranten und unterminieren die Festen, die Festen der Gesellschaft, die Grundfesten, diese tiefe innere Sicherheit, was uns recht ist und was nicht. Dort im Norden muss die Rotte sein, die Festen zu bewachen und bewahren. Stattdessen ist sie hier, die Rotte, aber das ist eine andere Gegend, eine bessere, und hat nicht auch vorhin jemand gesagt, das Mädchel kommt aus gutem Hause? Na also! Die Störung ist doch sein Privileg! Hat alles, was es zum Leben braucht, das Mädchel, nur Sinn, nein, Sinn hat es keinen, und dann sucht sich das Gehirn halt andere Bahnen, ein neues Betätigungsfeld, das es kontrollieren kann und belegen mit Sinn. Nämlich die Störung. So oder so ähnlich hat die Psychologin es erklärt, oder war das ein ganz anderer Fall? Die Rotte weiß es nicht mehr genau, aber die Rotte ist genervt, so genervt, dass sie sich zusammengerottet hat, um den Schabernack auszutreiben ein für alle Mal. Stopp!, hat die Psychologin gesagt, der Fall ist delikat, man stehe ja auch im Kontakt zur Mutter. Schon lange stehe man im Kontakt zur Mutter, denn, wie gesagt, neu ist dieser Fall nun wahrlich nicht. Bedenkt die Mutter! Die Mutter ist wichtig. Die Mutter ist da, obwohl sie weg ist. Viele Eltern sind da, obwohl sie weg sind, das ist bei der Rotte nicht anders. Aber diese Mutter ist anders weg als andere Mütter, obwohl sie ja da ist. Gut, die Psychologin ist doch auch eine Frau, womöglich auch eine Mutter, soll sie doch mitkommen und das Mädchel trösten. Das kann sie nicht, sie ist so überarbeitet, die Psychologin, sie hat doch einen Kliententermin. Eine andere Familie, die auch Probleme hat mit sich. Aber die Mutter, schlägt die Psychologin vor, die Mutter kann doch mitkommen. Die Mutter ist schließlich die Mutter, und sie, die Psychologin, ist es nicht. Die Mutter wird es schon am besten wissen, hat die nicht sogar studiert? Ich erinnere mich nicht.

Seit fünf Jahren, erzählt die Mutter, als die Rotte ruppig fragt, seit fünf Jahren verlässt die Tochter ihre Wohnung nicht. Sie hat sich eingeschlossen und bleibt da drin. Sie ist nicht entführt worden, das könnte man ja denken. Aber nein. Sie ist drin, obwohl sie draußen sein könnte. Könnte den Fuß heraus setzen vor die Tür, macht sie vielleicht manchmal sogar, wenn niemand hinguckt, heimlich und verstohlen, aber eigentlich macht sie es nicht. Macht sie es nie. Hat ihre Tür verschlossen und mit weiteren Schlössern versehen, damit sie nicht von alleine aufgeht. Eine große, feste Wohnungstür, sie ist neu verbaut worden, nicht mehr die alte, die aus dem Krieg. Die Tür ist neu und weiß und massiv. Da kommt man nicht so leicht wieder heraus. Und man kommt nicht

so leicht hinein, wenn man das will, und die Mutter will hinein, ganz dringend sogar, denn sie vermisst die Tochter sehr. Doch sie kann nicht hinein, so wie die Tochter nicht heraus kann, wenngleich aus anderen Gründen. Die Tochter lässt sie nicht hinein. Die Tochter lässt niemanden hinein. Die Tochter lässt nicht mal den Boten hinein, der ihr Essen bringt und Bücher und manchmal auch andere Dinge, private Dinge, über die wir den Mantel des Schweigens breiten wollen, denn es geht uns ja nichts an. Niemand kommt hinein. Der Bote legt das Paket vor die Tür, und geht wieder, denn wenn er nicht geht, kommt sie nicht heraus, da wird genau gespitzt durch den Türspion, der alles weiß. So ist das Verfahren. Die Tür bleibt verschlossen, und die Tochter versteckt vor der ganzen Welt.

Warum sich das Mädels eingeschlossen hat, wird die Mutter gefragt. Was soll sie antworten? Wenn sie es wüsste, könnte sie ja etwas tun. Diagnose ist die halbe Heilung, sagt die Mutter. Aber es gibt keine Diagnose. Keine Diagnose, kein Rezept. Mit schiefem Blick wird sie angeschaut, die Mutter. Sie weiß es nicht. Die Welt ist ihr zum Rätsel geworden, und kein Gedanke, den sie noch nicht gedacht hat. Sie hat ja nichts außer ihre Gedanken. Sie spekuliert. Sie bespricht. Sie bittet und fleht. Sie hat zu trinken begonnen, erzählt sie, was nicht ganz stimmt, denn getrunken hat sie vorher auch. Eine Familie mit Problemen? Ja, sicher, aber welche Familie hat die nicht? Welches Problem soll denn ach so besonders gewesen sein? Ja, da war eine gewisse – wie soll sie es sagen – eine gewisse *Orientierungslosigkeit*, die hat sie schon immer bei ihrer Tochter gespürt. Das hat sie auch manchmal wahnsinnig gemacht, sagt die Mutter. Denn manchmal hat's die Tochter einfach nicht auf die Reihe bekommen. Was? Nun, alles mögliche. Die Schule zum Beispiel. Es gab eine Zeit, da hat sie die Schule nicht auf die Reihe bekommen, aber wie viele haben das schon? Das hat durchaus zu Konflikten geführt, wenn die Tochter nicht lernen wollte, denn eins ist sicher, Abitur ist der Schlüssel zum gesellschaftlichen Glück, da muss man sich heute nichts mehr vormachen. Die Rotte schweigt, die Mutter erzählt weiter. Ja, dann hat man sich schon mal gezofft, aber dann war's auch wieder gut, denn die Tochter hat's ja eingesehen, und von da an eifrig gelernt. Denn dumm ist die Tochter ja nicht! Hat auch 'nen ordentlichen Schnitt geschafft! Daran wird's wohl kaum gelegen haben, ob die Rotte nicht auch dieser Meinung sei? Die Rotte sitzt und schweigt. Was soll sie sagen? Ein peinlicher Moment, dann der Jüngste der Rotte, der mit dem blonden Schopf: Ob denn der Vater? Er stockt, weiß gar nicht, was er sagen soll, irgendwas mit Vater Mutter Kind. Nein, der Vater ist weg, schon lange weg, eigentlich schon immer. Keine Anstalten! Der Vater spielt keine Rolle, weder für die Mutter noch für die Tochter noch für den Fall. Wie soll der Vater eine Rolle spielen, wenn er nicht da ist, nie da war? Das ergibt doch keinen Sinn.

Nein, die Tochter hatte mich, sagt die Mutter, nur mich, und jetzt ist sie weg, schon so lange weg, und ich bin ganz allein.

Den Blick der Ferne zugewandt weit oben auf dem Mast steht SIE. Träumt von Wesen aus dem Wasser, von Ungeheuern, die die Tiefe bewohnen. Sie sind friedlich, die Wesen, denn sie haben ihren Platz. Sie haben in der Tiefe ihren Platz. Da dringt kein Sonnenstrahl hinunter, dem Blick des Himmels ist ihr Reich entzogen, und kein Mensch kann jemals davon wissen. Dort, in den Tiefen, ist alles Geheimnis. In meinen Tiefen ist alles Geheimnis, denkt sie, und ihr Blick wandert zur Sonne. Will nichts sehen, will nichts verstehen. Will nur in der Tiefe sein. Der Schmerz in den Augen ist eine Wohltat. Lass mich geblendet sein für immer, dann kann ich mit ihnen wohnen in der Tiefe, dort, wo nie ein Mensch gewesen ist. Dort will ich sein für immer. Denkt sie, während sie oben auf dem Mast steht, auf ihrem Schiff, auf ihrem Meer. Dann, plötzlich, Geschrei. Die Mannschaft brüllt, reißt sie aus ihren Träumen, heraus aus der Tiefe, heraus! Was ist los? Sie blickt nach unten. Dort, auf dem Deck, wuseln ihre Mannen wie wild gewordene Bienen, Backbord!, Steuerbord!, wilde Befehle, wüste Beschimpfungen, aus den Federn mit dir!, los, komm schon!, auf die Beine, rüber, macht schon! Achtern! Hievt den Anker! Das Gold hinunter! Sie schüttelt sich, kneift die Augen zusammen, was ist passiert? Blickt umher, doch kann kaum sehen, die Sonne hat Flecken in ihre Netzhaut gebrannt, nur schwarze Punkte an Deck, und in der Ferne ein weißes Rauschen, irgendwo hinter ihr. Irgendetwas ist hinter ihr. Sie wirbelt herum, und siehe! Eine Welle, meterhoch, türmt sich vor der Mannschaft auf, sie gleicht dem Rachen eines mächtigen Tiers, will das Schiff erfassen und zerfetzen und verdauen und alles herunterreißen und hinabziehen in sich selbst. Es ist zu spät. Keine Rettung, die Welle ist zu nah, keine Flucht, nur der nasse Tod. Und siehe, die Welle erfasst den Bug des Schiffs, wirbelt es in ihre Mitte, wo das Wasser übereinanderschlägt mit Geschrei, das Holz splittert, der Mast gibt nach, sie taumelt, schreit, dann stürzt sie ab, doch da ist kein Deck mehr unter ihr, das Deck ist zerbrochen, das Schiff ist zerbrochen, hart schlägt sie auf dem Wasser auf, der Strom zieht sie hinab, immer tiefer zieht er sie hinab in die Tiefe, wohin sie gehört.

Die Rotte versteht nicht, weil die Mutter nicht versteht. Wie soll die Rotte verstehen, wenn nicht einmal die Nächsten, die das Mädels lieben und schätzen und vermessen, wenn auch die es nicht verstehen? Die Rotte will Verständnis haben, aber das Verständnis ist ihr versperrt worden von dem Mädels, das sich jedem Verständnis entzieht. Das Mädels will nicht verstanden werden. Das frustriert die Rotte, denn die Rotte denkt, dass sie alles versteht. Aber dieses Mädels versteht sie nicht. Deshalb wird die Rotte wütend, sie wird wütend auf das Mädels, das nicht verstanden werden will. Wir

wollen ihm doch helfen! Aber Kommunikation ist keine Einbahnstraße. Das Mädels muss uns schon helfen, wenn wir dem Mädels helfen sollen. Aber das tut es nicht, wie auch, es kommt ja nicht mal vor die Tür. Da kann man nichts tun. Schließlich ist das Mädels volljährig, und ein jeder kann tun, was ihm beliebt. In gewissen Grenzen natürlich. Ab einer gewissen Grenze ist das vorbei, und jetzt ist diese Grenze erreicht. Spät erst wird die Grenze erreicht, zu spät, wenn man die Rotte fragen würde, aber die Rotte fragt ja niemand. Man hätte schon viel früher eingreifen können! Womöglich wäre Schlimmeres verhindert worden! Aber der Gesetzgeber, murrte die Rotte, der Gesetzgeber will sich's nicht verderben mit dem Stimmvieh, und deshalb ist alles so lasch und lax und ungenau. Das könnte anders sein! In einer guten Gesellschaft gibt der Mensch doch auf den anderen acht! Und wenn alle aufeinander achtgeben, dann wird auf alle achtgegeben, das ist logisch, und dann sind alle geachtet und geehrt. Wo ist das Problem? Wir wollen auf das Mädels achtgeben, denn wir wissen aus Erfahrung, was gut ist für den Menschen und was nicht. Das hat die Rotte der Beruf gelehrt. Und wenn die Nachbarin zum Hörer greift, zum dritten Mal in der Woche, wohlgemerkt, und wenn die Nachbarin dann sagt, das Mädels dort drüben, die in der dritten Etage, Sie wissen schon, von wem ich rede, mit der wird's kein gutes Ende nehmen, Hilfe!, ich höre laute Schläge aus der Wohnung und dann einen Schrei und dann ein Schluchzen, und dann, ich hab es ganz genau gehört, dann war da ein Schuss, ein Schuss aus einer Waffe, und dann noch einer, und dann noch einer, bitte glauben Sie mir doch, bitte glauben Sie mir, das Mädels hat eine Waffe und schießt, was passiert, wenn es auf mich schießt, bitte, ich habe solche Angst, bitte kommen Sie doch, bitte kommen Sie, um Einhalt zu gebieten dem Wahnsinn, kommen Sie, kommen Sie schnell!, wenn die Nachbarin also, die eine Frau so um die fünfzig ist, wenn die Nachbarin das alles in den Hörer brüllt, dann zündet die Rotte ihre Fackel an, sie ist alarmiert, genug ist genug, jetzt wird achtgegeben!, und dann genügen nicht mehr einer oder zwei, fünf sollten es schon mindestens sein, mit Helmen und Stiefeln und Westen und Waffen, und los.

Als SIE aus der Wanne steigt, atmet sie immer noch schwer. Sie hat geschrien, doch niemand hat sie gehört. Hat sich geklammert an den Wasserhahn, der hat sie gerettet, oder? Der Wasserhahn hat sie gerettet. Jetzt steht sie im Bad, keucht, und nackt und hart das pochende Herz. Die Welle hat sie erfasst, und doch steht sie hier. Wurde herausgerissen aus der Tiefe. Die Kacheln im Bad sind fein angeordnet und blau, die Fugen sauber, sie hat sie geputzt. Blitzblank, das Bad. Sie sieht alles. Kennt alles. Hier an der Oberfläche lebt sie, wenn sie nicht in der Tiefe lebt, wenn sie nicht auf dem Schiff oder im Wald oder in der Stadt lebt, an Orten, die *ihre* sind, die ganz ihr gehören. Sie lebt an der Oberfläche, aber manchmal lebt sie auch woanders. Manchmal lebt sie an

diesen Orten. Auf dem Schiff oder in den Wäldern. Dann lebt sie in der Tiefe. Doch die Tiefe lässt sie nicht, sie lässt nicht zu, dass sie sich einwohnt in ihr. Irgendwann hat die Tiefe genug. Dann wird sie ausgespuckt, ganz plötzlich, und muss zurück an die Oberfläche, wo die Kacheln sind und die Küche und die drei Zimmer, die vom Flur abgehen, und am Ende des Flurs die Wohnungstür, die sie trennt von allem, was draußen ist. Was da draußen vor sich geht und alles ist, das sie nicht ist. Ich bin nicht draußen. Ich bin drin, und immer, wenn ich darf, bin ich in der Tiefe allein. Dann lässt mich die Tiefe in ihr sein. Doch wer ist sie, wenn sie nicht in der Tiefe ist? Diese Frage hält sie auf Trab. Sie kennt sich nur in der Tiefe, aber das scheint ja nicht alles zu sein. Wer ist sie denn, wenn sie auf der Oberfläche treibt? Sie hat keinen Spiegel aufgestellt in der Wohnung, aber manchmal sieht sie auf sich herab. Dann erinnert sie sich, dass sie einen Körper hat, der sie an der Oberfläche festhält wie ein hartnäckiges Tau. Sie trägt ein Geschirr, Zügel, die sie wieder wegreißen und nach oben holen, dorthin, wo nichts ist außer das Drinnen, das kein Draußen ist. Irgendwann, denkt sie, wird sie das Geschirr ablegen, irgendwann wird das Tau, das sie auf der Erde hält, nachgeben und reißen. Dann wird sie den Körper mitnehmen in die Tiefe als stummen, freundlichen Gast. Die Tiefe wird ihn willkommen heißen ohne Tau. Deshalb muss sie ihn hegen, vorbereiten, der Körper soll ihr bitte keine Schande bereiten, wenn sie eintritt in die Tiefe für immer. Sie tritt aus dem Bad. Geht an der Küche vorbei, nein, dort kann sie jetzt nicht hineingehen, denn dort ist diese Stelle in der Wand, die knackt und birst und langsam aufbricht, und wer weiß, was sich dahinter verbirgt? Nichts Gutes, so viel ist sicher. Nichts Gutes wird sein an dieser Stelle in der Wand. Sie schirmt mit den Händen ihren Blick. Die Küchentür ist offen, sie hat vergessen, sie zuzumachen, verflucht sei dein schwacher Geist! Sie kann nicht hineinblicken, aber sie muss an der Tür vorbei. Ja nicht reinschauen! Einfach flink vorbeigehuscht! Sie stürzt den Flur entlang, die Hände schützend vorm Gesicht, und es ist geschafft. Sie rennt ins Schlafzimmer, wo häufig ein Sturm tobt und die Mannschaft sie ruft. Doch heute ruft sie nicht. Ihre Mannen sind ertrunken, und wie wahrscheinlich ist es, dass sie schon heute wieder auferstehen? Blödsinn! Frühestens morgen werden sie sie wieder rufen. Dann wird sie bereit sein. Heute jedoch ist da nur ein Bett und ein Schrank. Sachte legt sie ihre Kleider an, fesch und fein und nicht sonderlich bequem. Doch wenn sie ruft, die Tiefe, dann will sie vorbereitet sein.

Sie kann sich noch genau erinnern, sagt die Pflegerin, genau erinnern kann sie sich. Sofort hat sie das Bild erkannt, denn es war abgedruckt auf der Titelseite einer großen, überregionalen Boulevardzeitung, die überall ausliegt und gekauft werden kann für wenig Geld. Ein großes, unvoreilhaftes Porträt, und eine noch unvoreilhaftere Überschrift. Das Mädels ist gefundenes Fressen für die Presse, die sich sofort gestürzt hat

auf den Fall. Denn genau das ist es. Das Mädel ist ein Fall. Und Fälle werden in der Presse besprochen, damit sich jeder eine Meinung bilden kann über den Fall. Diese Meinung kann dann geteilt und besprochen werden mit Freunden und Verwandten und in den Kommentarspalten im Internet. Das geht dann eine ganze Weile, und auch bei diesem Fall, der es in sich hat. Kein Wunder also, dass auch die Pflegerin ihre Meinung teilt, als sie mit der Freundin zusammensitzt für ein Glas Wein. Denn sie hat das Mädel auf dem Foto erkannt. Sie hat das Mädel wiedererkannt, sie erinnert sich genau! Sie hat das Mädel schon einmal gesehen, *live*, und schon damals kam es ihr doch merkwürdig vor, und das erfindet sie jetzt nicht bloß, um sich interessant zu machen! Es war genau so! Ich habe das Mädel gesehen, und das war eine ganz merkwürdige Begegnung. Aber dieser *tragische Ausgang*, mit dem hat auch sie nicht gerechnet. Wie hätte sie es auch wissen sollen? Ihre Augen beginnen zu leuchten vor Begeisterung, und ihre Freundin rückt den Hintern auf dem Stuhl zurecht; sie will endlich wissen, was passiert ist! Denn dann kann sie es weitererzählen, als ob es *ihre* Geschichte wäre, und das wäre doch was! Also los, wann hast du es gesehen? Und wo? Und wie überhaupt? Erzähl doch, los, und lass ab von der Folter, auf die du mich so lange spannst! Erzähl! Die Pflegerin genehmigt sich ein Schlückchen. Trinkt, atmet aus, spannt den Oberkörper nach vorne, ganz leicht. Okay. Pass auf. Auf der Arbeit. Ich war auf der Arbeit, es war alles ganz normal, wie jeden Tag, und da, plötzlich, hab ich es gesehen.

Es gibt ein Phänomen, erklärt die Psychologin, während die Mutter, Nägel kauend, mit halboffen blödem Mund auf dem Sessel vor dem Schreibtisch sitzt, denn sie kann es nicht verstehen. Ein Phänomen aus Japan. Hikikomori. So nennen sie sich. Junge Leute, meistens Männer, doch ja, eine Frau ist manchmal auch dabei. Viele, inzwischen schon über eine Million, wenn sie sich recht entsinnt. Die Psychologin hat eine Studie gelesen, allerdings schon vor fünf Tagen, und die Tage sind grau und die Hirnzellen müde. Versucht, sich zu erinnern, denn Job ist Job. Hikikomori, so nennen sie sich selbst, die jungen Männer, die jungen Frauen. Eine Bewegung aus der Mitte der Gesellschaft. Sie schließen sich ein und sie schließen sich aus, denn sie haben keinen Anteil mehr an der Welt, die sie umgibt. An der Welt, der sie auf Straßen und in Parks begegnen, in Clubs und Bars, in der Schule, der Universität. Auf der Arbeit. Diese Welt ist nicht ihre Welt. Sie gehört ihnen nicht, und sie gehören nicht zu ihr. Deshalb sperren sie sich weg und die Welt aus. Sie verweigern die Gefolgschaft. Wollen nicht mehr Teil haben an der Welt. Sie haben ihre Aktien verkauft. Da ist nichts mehr. Da gibt es keinen Anteil mehr. Keine Zugehörigkeit. Kein Kontakt. Nichts. Nur noch sie selbst. So leben sie bis ans Ende aller Tage. Aber, entgegnet die Mutter, kein Mensch existiert für sich allein! Der Mensch ist doch ein Herdentier! Das Kind, das nicht berührt wird, stirbt! Nun, entgegnet die Psychologin trocken, es mag nicht überraschend sein, dass

die Selbstmordrate – die Mutter bricht in Tränen aus, rasch wird ein Taschentuch gereicht. Ganz ruhig! Schauen Sie. Die Psychologin setzt ein Lächeln auf, mit schiefen Zähnen, vermutlich soll's empathisch sein. Schauen Sie. Viele Hikikomori sind nicht allein. Im Gegenteil. Sie sind Teile im Netz. Sie sind Teil eines Stroms. Eines Datenstroms. Dort, im Netz, ist niemand mehr allein. Wir sind alt, wir können das nicht verstehen. Aber irgendwo dort draußen, dort oben, in dem gewaltigen Fluss, der sich über die Erde zieht, vielleicht versteckt sich dort ein Glück. Vielleicht versteckt sich dort ein Mann. Eine Frau. Jemand, der Ihre Tochter liebt. Den sie liebt. Von Schirm zu Schirm. Wir haben ja keine Ahnung! Gut möglich, dass Ihre Tochter – Aufhören, sagt die Mutter, ganz leise jetzt. Hören Sie auf. Dann schaut sie hoch. Blicke treffen sich, nass, verwirrt, verzweifelt. Ein Moment der Klarheit zwischen beiden Frauen. Dann, flüsternd, die Mutter: Holen Sie sie mir zurück.

Und es kam die Zeit, da SIE allein in der Küche stand, und siehe! Aus der Wand bricht ein Tier hervor, sie zu richten und zu trösten. Kuschelt sich in die Ecke hinein, denn es wird nicht mehr weichen weg von ihr. Dort liegt es nun, ein schwarzes Knäuel, doch grausig der Fangzahn und hart das Gebein. Es springt dich an, wenn es verschlingen will, das Tier ist ein Jäger, und seine Gejagte magst du ja nicht sein. Hat sich eingewohnt bei ihr, und dort, wo die Wand gesprungen ist, bleibt nur ein klaffendes Loch. Es schläft, das Tier, den jüngsten Fraß zu verdauen, dann steht es auf, streicht um ihre Beine herum, ich bin deine Warnung und ich bin dein Trost. Siehe, nun springt es hoch, erreicht das Fensterbrett, knurrt. Sie öffnet das Fenster. Das Tier nimmt Anlauf und springt, vier Stockwerke springt es in die Welt hinein. Ein letzter Blick von unten, ein stummer Gruß. Dann geht das Tier auf seine Jagd, wird sein Mäulchen blutig färben, schon bald ist es Nacht.

Plötzlich steht das Mädels da. Steht mitten vor dem Löwenkäfig und rührt sich nicht. Ich gehe vorbei, hab viel zu tun, muss Jungen füttern und Ställe ausmisten und irgendwann ist auch ne Show. Ich laufe also hin und her. Überquere den Platz, wo die Raubtiergehege sind. Und ich schwöre dir, ich schwöre dir bei allem, was mir heilig ist, das Mädels steht einfach nur da, über zwei Stunden, und rührt sich nicht vom Fleck. Aber, fragt die Freundin, was hat sie denn *gemacht*? Man kann doch nicht nur stehen! Man muss doch auch was tun! Hat sie denn die Löwen beobachtet? Sich Notizen gemacht? Hat sie denn die Tiere studiert? Das dachte ich auch, entgegnet die andere, während sie sich das Glas vollgießt, doch erst hab ich mir nichts dabei gedacht. Aber etwas (ihre Stimme wird geheimnisvoll) stimmte mit dem Mädels nicht, das hab ich gespürt. Ganz deutlich. Da stimmte etwas ganz und gar nicht. Etwas in der Art, wie das Mädels da stand, einfach so, so steht doch keiner! Niemand steht so einfach da! Wenn du stehst,



dann stehst du anders! Du stehst nicht nur. Nicht einfach so. Du atmest, du guckst, du wackelst mit den Beinen, du kratzt dich, fasst dir ins Gesicht, gehst vielleicht einen Schritt zur Seite und wieder zurück. Du guckst dich mal um. Das ist doch menschlich! Evolutionär! Du hast doch irgendeine Beziehung zu dem, was da sonst ist! Was um dich herum ist! Aber dieses Mädels (sie ist aufgeregt, stockt, sucht nach Worten), dieses Mädels hatte das alles nicht. Das hat das alles nicht gemacht. Das hat nicht gewackelt, das hat sich nicht angefasst. Das hat sich nicht umgesehen, wenn jemand neben ihm war. Und ich muss es wissen, denn irgendwann wurd mir's zu viel! Wurd mir das zu gruselig. Da bin ich auf es zugegangen. Vielleicht, dachte ich mir, hat es ja auch einen Anfall oder so was. Oder ist eingeschlafen. Es gibt doch diese Menschen, die im Stehen einschlafen, ich hab da mal einen Film gesehen. Aber kein Mensch steht doch einfach nur da und macht nichts. Also bin ich zu ihm hin, hab mich neben es gestellt. Wie ne Besucherin. Und ich schwöre dir, das Mädels, das war hellwach! Das hatte beide Augen offen. Starr nach vorne. Hat einfach in den Käfig reingestarrt. Die ganze Zeit. Sein Körper stocksteif, und der Atem ganz flach. Ab und zu hat es geblinzelt. Da war Leben in dem Körper, das hab ich gespürt. Und dann (jetzt beugt sie sich nach vorne, ihre Stimme wird dunkel, raunend) bin ich seinem Blick gefolgt. In den Käfig. Wo die Löwen sind. Und ich schwöre dir, plötzlich hatte ich das Gefühl, dass das Mädels *auch da drin war*. Das Mädels war gar nicht neben mir. *Es war im Käfig*. Ich kann's nur schwer beschreiben, aber ich bin mir sicher, dass es so gewesen ist. Es ist die einzige Erklärung! Das Mädels war im Löwenkäfig. Und plötzlich hab ich mich gefragt, muss ich es da rausholen? Was, wenn die Löwen es angreifen? Ich kann es doch nicht da drin lassen! Ich bin doch (ihre Stimme wird ernst, der Atem gewichtig) für die Sicherheit verantwortlich! Das ist mein Job, ich muss aufpassen, dass sich niemand verletzt, egal ob Mensch oder Tier! Das ist meine verdammte Aufgabe. Also hab ich es angeschubst. Hab laut hallo gesagt, und ob alles in Ordnung ist. Es hat ein paar Sekunden gedauert, solange dauert es wohl, bis man wieder ankommt in sich selbst, und dann hat es mich angeschaut. Es sah krank aus, das Mädels. Dumpfe, blasse Augen. Und dann hat es gelächelt. Beziehungsweise: hat ihre Mundwinkel hochgezogen. Alles in Ordnung, hat es gesagt. Hat sich umgedreht und ist verschwunden. Aber ich sag dir (ihr Tonfall wechselt abermals, wird weich, abschließend, versöhnlich), wenn ich daran denke, wie das Mädels da stand, einfach nur da stand, Stunde über Stunde, da läuft's mir heut noch hinten runter, das sag ich dir. Ganz kalt läuft's mir runter. Naja.

Immer wenn der Apparat, der im Flur auf einem Tischchen steht, rot funkelt und blinkt und tönt, dann steht SIE daneben, wortlos und karg. Will nicht hören, was du sprichst, doch weggehen kann sie nicht. Töne und Geräusche, die alt und vergangen sind, wie eine Wolke, die sich ausgießt über ihr. Die Klänge bilden Worte, dann Sätze,

dann Sinn, aber sie kann sie nicht verstehen, sie steht nur da und lauscht dem Auf und Ab der Töne, die der Apparat aus sich herauspresst. Das Tier kommt, ihr beizustehen, sein Mäulchen ist verdreckt und voller Schorf, es streicht ihr um die Beine und spricht: Fürchte dich nicht, die Welt ist nicht hier. Die ist da draußen, und nur ich mag ihr Bote sein. Hüll dich ein in deine Decken und überlass das Spähen mir. Und siehe, so spricht das Tier und spendet Trost. Sie dankt dem Tier und holt das Mäuschen aus der Box; noch ist es lebendig und schreit; das Tier frohlockt; es sieht die Beute, die es nun jagen kann und reißen und zerfetzen und wird sich laben an ihrem Blut. Die Stimme aus dem Apparat verstummt, ein letztes Flehen, eine Hand, die sich nach ihr ausstreckt, doch nun zieht sie sich zurück, die Hand, und ein jeder geht auf seinen Weg. Sie schaut nach links. Dort, hinter der Zimmertür, da tobt ein Sturm, auf dem Meer ein wilder Galopp, das Schiff reitet auf den Wellen in die Höhe, beugt sich, fällt, die Mannschaft ruft, wo ist der Steuermann, die Steuerfrau, sie rufen nach ihr.

Da gab's auch noch den andern, diesen Jungen, hieß er Oliver oder Mark oder Markus? Die Psychologin kann sich nicht erinnern, denn besonders aufschlussreich war der ja nicht. Sie hat mit ihm telefoniert, mit diesem Oliver/Mark/Markus, dem Knaben, mit dem das Mädchel eine Zeit lang ausgegangen war. Er hatte das Mädchel gedatet oder das Mädchel ihn. Ja, für kurze Zeit waren sie ein Paar gewesen. Die Psychologin hatte sich der Sache angenommen, denn das Mädchel war schon auffällig geworden, es gab schon einige Beschwerden bei der Polizei. Unangenehme Gerüche. Nächtliche Ruhestörung. Ein Katzenvieh, das das Treppenhaus vollscheißt, weil die Besitzerin, nämlich SIE, es nicht zurück in ihre Wohnung lässt, trotz Klopfen und Hämmern und Rufen und Drohen. Und schließlich die Mutter. Eine große, weißhaarige, verhärmte ältere Frau. Man soll ja kein Mitleid haben in ihrem Beruf, aber plötzlich hatte sie eins. Hatte Mitleid mit ihr. Sie, die Psychologin, hat selber keine Tochter, aber was macht das schon. Sie kann sich eben in Leute versetzen, deshalb ist sie ja so gut in ihrem Job. Sie hat Stärken. Analytische. Emotionale. Da kann sie schon stolz drauf sein, wenn sie nachts in ihre Wohnung zurückkehrt und den Herd anwirft und sich Vollkornnudeln zwischen die Zähne schiebt. Sie kann empathisch sein. Trotz ihrer analytischen Brillanz hat sie das Herz am rechten Fleck. Jetzt gießt sie sich den Weißwein ein, das zweite Glas, und eine wohlige Wärme durchfährt die Brust. Wie war das noch? Was hatte Oliver/Mark/Markus ihr erzählt? Sie versucht sich zu erinnern. Eine langsame, träge Stimme. Sie hatten sich in der Oberstufe kennengelernt, war das nicht so? Eine Schulromanze. Sie hatten sich und ihre Körper kennengelernt im Austausch von Flüssigkeiten und dem erleichternden Gefühl, nicht mehr dazuzugehören zu den jungfräulichen Versagern. Eine Zweckgemeinschaft. Das hatte sie, die Psychologin, damals gedacht. Als sie aufgelegt und über das Gesagte nachgedacht hatte. Da sprach keine Liebe aus

Oliver/Mark/Markus. Da sprach eine Dankbarkeit. Er war dem Mädels dankbar, das ihm das Schandmal der Jungfräulichkeit getilgt hatte. Es hatte ihn zum Mann gemacht. Dafür war das Mädchen gut gewesen. War es für etwas anderes gut gewesen? Und, anders, war er für das Mädchen gut gewesen in irgendeiner Hinsicht? Die Psychologin hatte gefragt, was die beiden so unternommen hätten. Langes Schweigen. Samstagabend Party, mal Essen gekocht zusammen und im Park gewesen. Paarmal gemeinsam gelernt. Ein Urlaub? Nein. Pläne für die Zukunft? Eher nicht. Wünsche, Visionen? Ein Schweigen hatte sich über das Gespräch gelegt. Diese Worte waren offensichtlich bedeutungslos für den jungen Mann. Zukunft, Pläne, Wünsche. Das gab es nicht in seiner Welt, in ihrer Welt? Hatte sie ihn deshalb sitzen lassen? Aber für wen? Hatte es einen Nachfolger gegeben? Nicht, dass er wüsste. Sie hatte sich von ihm zurückgezogen, als sie ihre Ausbildung anfang. Das war auch erstmal nicht schlimm gewesen, aber irgendwann hatte er dann doch gefragt. Als sie so gar nicht mehr wollte im Bett. Da hatte er dann doch gefragt. Ob was los sei. Ob etwas nicht stimmte. Und dann hatte sie ihn verlassen. Ganz plötzlich. Er war zu perplex gewesen, um zu kämpfen. War dumpf in sich zusammengefallen, hatte seine Sachen gepackt, und weg war er. Weg war sie. Aus und vorbei. Oliver/Mark/Markus hatte noch in den Hörer gelacht, bevor sie das Gespräch beendet hatten, sie erinnert sich an dieses Lachen, es war kurz und trocken und freudlos gewesen. Doch worauf ließ das alles schließen? Die Psychologin trinkt das dritte Glas. Sie weiß es nicht. Eine trübe Soße, das Ganze. Dann geht sie ins Bett.

Wenn SIE vor dem Schlafengehen in den Spiegel sieht und das Zahnputzwasser ins Becken spuckt, steht ER manchmal hinter ihr. Steht mitten in ihrem Badezimmer, mit tränenden Augen und flehendem Blick. Als er sie zum ersten Mal besuchte, schrie sie, wütete, tobte. War drauf und dran, ihn anzugreifen, ihm die Nagelschere in sein dummes Auge zu rammen. Doch mit der Zeit gewöhnte sie sich an ihn. Manchmal ist er halt da. Dann ist sie nicht allein. Dann hat sie Besuch. Dann kocht sie für zwei. Stellt alles bereit, auch die Nachspeise, alles ganz fein, und sie trägt edles Gewand. Er ist zufrieden. Er ist immer mit allem zufrieden. Sein Leben hat keine Erwartung, das kann schon mal beruhigend sein. Das kann ein schöner Abend sein. Aber auf Dauer nichts für sie. Sie braucht Abenteuer, Action! Sie braucht das Meer und das Schiff und den Geruch von Salz. Wieder Geschrei. Sie rufen nach ihr. Ein Überfall. Piraten? Sie lächelt. Danke, dass du da warst. Aber ich muss gehen. Sie brauchen mich an Deck. Bis bald.

Was hat sie nicht alles versucht? Was nicht alles investiert? Manchmal kann's die Mutter selbst nicht glauben, wenn sie draufschaut auf ihr Konto und ihren Kalender und ihr Leben. Alles weg, alles, was sie hatte. Ersparnisse. Ereignisse. Menschen. Lebensglück. Alle Verwandten, beste Freundinnen, Kollegen, nette Bekannten. Alles weg, alle

weg. Niemand mehr da. Klar. Es war ja auch kein Staat zu machen mehr mit ihr. Was hätte man denn reden sollen? Kein Problem mehr wichtig, kein Thema mehr interessant. Sie war nicht mehr ansprechbar für etwas, das nicht die Tochter war, und nicht die Wohnung und die Katastrophe, die in ihr Leben getreten ist. Seitdem gab es nur noch sie, die Tochter, und die Wohnung. Der dunkle Ort. Der heilige Gral. Dort muss die Mutter hinein, doch sie kann's nicht. Die Tür ist zu und der Wahnsinn gießt sich aus in finstren Bahnen, da war kein Zugang mehr, kein Zutritt mehr zu ihr, der Mutter. Was haben sie versucht, die Freundinnen! Haben ihr beigegeben und auf sie eingeredet. Waren da und erreichbar und spendeten Trost. Zumindest eine Zeitlang. Eine Zeitlang waren sie da und spendeten Trost. Irgendwann aber waren sie weg. Hatten sich abgewendet, denn sie wollten nicht mehr mittragen, was sie, die Mutter, so trieb. Und die Mutter hat einiges getrieben! Hat sich ein neues Auto gekauft zum Beispiel, mit dem ist sie auf die Lauer gegangen. Hat sich vor das Haus gestellt, das mit der Wohnung und der Tochter. Hat mit dem Fernglas hinaufgeschickt. Hat aufgeschrieben, wann das Licht anging und wann wieder aus. Hat den Boten nachgestellt, die sie ins Haus hat gehen sehen, mit den Pizzakartons oder den Lebensmitteln, die man heute online bestellen und sich sogar bringen lassen kann ins eigene Heim. Die Mutter hat sie verflucht, die Bringdienste, den Lieferservice. Also hat sie ihnen aufgelauert, den Boten. Hat sie angesprochen und nach der Tochter gefragt, nein, mehr noch, nach der Tochter geschrien. Hat die Boten angeschrien, was mit der Tochter sei? Ob sie wüssten, was sie der Mutter, der armen, antun dadurch, dass sie ihr das Essen bringen? Der Bote will nicht schuldig sein an fremdem Leid; ich bin nur die Botin!, keift das Liefergirl zurück, lassen Sie mich gefälligst in Ruhe! Nach drei Versuchen ändert die Mutter ihre Strategie. Sie denkt sich eine Geschichte aus, mit Erfolg: Der tumbe Boy fällt rasch drauf rein, ja, das Mädels aus Etage vier, der bring ich manchmal ne Pizza hoch. Doch gesehen hab ich's noch nie. Darf nur die Pizza vor der Tür abstellen. Das steht in der Bestellung drin. Stell die Pizza ab, ruf kurz was rein, ein lautes Danke kommt zurück. Dann mach ich die Fliege, bezahlt ist ja alles schon! Die Mutter starrt den Jungen an, der so arglos ihr das Leid verstärkt. Will ihn schlagen, aber lässt es sein.

Irgendwann die Nachbarin. Sieht die Mutter im Wagen sitzen, wieder und wieder, wenn sie mit den Tüten kommt vom Einkaufen, und die Tüten sind schwer. Wackelt den Bürgersteig entlang. Kommt am Wagen vorbei. Sieht die Mutter. Sie haben sich schon mal unterhalten, aber da war die Nachbarin sehr abweisend, denn schließlich macht das Mädels Ärger. Macht Lärm und Schmutz. Hat dieses Katzenvieh ins Haus geschleppt, das jetzt erzogen wird von allen. Sie, die Nachbarin, will sich ja nicht einmischen, aber das Wort Verantwortung kennt das Mädels nicht! Muss sich doch kümmern um das Tier mit Beständigkeit! Die Mutter keift zurück, Sie verstehen ja gar

nichts, dumme Kuh, was bilden Sie sich ein? Doch hinterher, als die Nachbarin auf alles sich den Reim zu machen glaubt, keimt in ihr ein Mitleid auf. Krank, denkt sie, also ist das Mädels krank. Das ist schade, es ist doch noch so jung! Was kann ich tun? Nun, reingehen nicht, geklingelt hat sie ja schon ein paar Mal, auch mal gerufen und geklopft, aber da hat niemand aufgemacht. Was kann sie tun? Ah, ich weiß! Um das Katzenvieh kann ich mich sorgen, dann ist eine Last dem Kind genommen! So kommt's, dass sie, die Nachbarin, seitdem über das Mädels wacht. Und dann, erzählt die Nachbarin der Mutter, die mit erstarrtem Blick im Auto hockt, auf einmal hab ich es gesehen. Vor der Tür. Auf der Straße. Ist vom Haus weg die Straße runtergelaufen. Stellen Sie sich das vor! Zum ersten Mal hab ich das Mädels gesehen! Zum ersten Mal hab ich seinen Gang, seine Gestalt, seine Haare gesehen! Wie, fragt die Mutter mit brüchig leiser Stimme, wie hat sie ausgesehen? Wo ist sie hin? Nun, ein ganz normales Mädels, würd ich sagen. Dieser strenge Topfhaarschnitt, den jetzt alle haben, wie hat es sich den beigebracht? Ich weiß es nicht, aber ich war aufgeregt, hab überlegt, was ich tun soll, aber dann hab ich gedacht, nein, bleib ruhig, nachlaufen kannst du dem Mädels nicht, bleib die stille Wächterin im Haus. Also hab ich gewartet, am Fenster, und irgendwann, nach zwei oder drei Stunden, da kam es zurück. Hab dann zufällig das Treppenhaus gefegt, als es die Tür aufschließt, und dann, plötzlich, blicken wir uns an. Hallo, sag ich freundlich. Hallo, sagt es, so freundlich, wie man nur sein kann in der guten Nachbarschaft, und geht an mir vorbei. Geht die Treppen hinauf. Ganz normal. Ein ganz normales Mädels. Geht die Treppen rauf, und weg ist es. Als wäre nichts gewesen. Zwei Nachbarinnen im Flur.

Manchmal, nur manchmal geht SIE vor die Tür. Geht die Treppen runter und aus der Haustür raus. Wendet sich nach links, die Straße runter. Dann nach rechts, dort, wo die große Kreuzung ist. Dann die Ampel überquert, drei Straßen weiter, dann links, dann wieder links, durch die Unterführung, lange geradeaus, dann im Zickzack durch die Gassen durch, noch eine große Straße überquert, dann schon die Brücke. Von dort führt eine kleine Straße zum Parkplatz. Ein bisschen weiter, und sie ist da bei den Häuschen. Kauft das Ticket, passiert die Drehkreuze, doch an diesem Tag dreht sie sich noch einmal um, blickt hinter sich, denn sie fühlt sich verfolgt. Ist da jemand hinter ihr? Sie hat so ein Gefühl. Aber nein, wer sollte es denn sein? Es sind keine mehr da, die wissen, dass sie noch da ist. Sie ist ja weggegangen, damit sie nicht mehr da ist, und deshalb kann auch niemand mehr wissen, dass sie noch da ist, zumindest manchmal. Manchmal ist sie noch da in der Welt, zum Beispiel an diesem Nachmittag. Es sind seltene, wertvolle Momente. Sie sollen nicht gestört sein durch Menschen, die ihr nachspüren, sie aufspüren wollen aus Gründen, die sie nicht versteht, denn es gibt keinen Grund. Was soll die Welt schon von ihr wollen? Sie hat die Welt

zurückgewiesen! Die muss sich doch verraten fühlen! Sie hat die Welt verraten und verkauft! Hat sie zurückgelassen, als sie verletzt vor ihr auf dem Boden lag. Sie hat geblutet, die Welt, und trotzdem ist sie weggegangen. Hat keinen Krankenwagen gerufen. Hat sie einfach sterben lassen, und sie weiß, wie sich das anfühlt! Schließlich ist ihr Gewissen zum ständigen Begleiter geworden, wie eine zweite Haut, die so eng anliegt, dass man sie gar nicht mehr spürt. Sie hat sich an der Welt vergangen. Was soll die Welt noch von ihr wollen? Die Bande sind zerschnitten. Na also. Schluss mit dem Unsinn, und weiter. Da vorne ist es doch schon! Und siehe, dort, hinter dem Gatter, das die Natur vor den Menschen bewahrt und die Menschen vor der Natur, da ruht die Bestie, sie schläft, gähnt, frisst, alles in stiller Einigkeit mit ihr. Schau her, ruft sie ihr zu, ich bin wieder da! Lang hast du warten müssen, ich hab's nicht geschafft, du weißt schon, es ist so viel zu tun. Die Bestie hebt den Kopf. Hat sie erkannt. Blickt sie an mit trüben Augen, reißt das Maul auf, streckt sich: Hi! Für einen Moment sind beide glücklich. Danke, dass du gekommen, danke, dass du da bist. Doch dann, plötzlich, wieder ein Stich. Sie spürt es in ihrem Nacken, ganz deutlich. Ein drittes Paar Augen, gekommen, um das Glück zu stören. Sie hat es gewusst. Jemand ist hier. Die Zeit hat jemanden hervorgeschwemmt. Einen, der nicht hierher gehört. Doch wen? Die Augen der Bestie ruhen fragend auf ihr. Keine Angst, keine Angst. Niemand wird uns ein Leid tun. Niemand wird unsere Andacht stören. Warte nur. Warte nur.

Was soll sie denn jetzt sagen, was zur Hölle soll sie denn jetzt sagen? Das denkt die Mutter, oder sie denkt es nicht, denn sie denkt gar nichts, die Mutter, als sie die Tochter vor sich sieht, das erste Mal seit fünf Jahren leibhaftig vor sich sieht, ausgerechnet hier, in einem Tierpark, wo überall nur Familien sind und Kinder und Eltern und alle sollen glücklich sein. Nein, sie denkt nicht. Sie kann nicht denken. Ein Gedanke verlangt Struktur, innere Ordnung. Aber sie hat keine Struktur mehr, und schon gar keine innere Ordnung, denn alles ist jetzt gleichzeitig. Sie hat ihre Tochter verfolgt von der Wohnungstür bis hierher, ohne dabei einen Gedanken zu fassen, geschweige denn einen Plan. Ist einfach nur hinterhergelaufen, wie ein Roboter. Die Anweisung kam von irgendwo her. Lauf hinterher, lauf, und lass dich nicht erwischen. Wer hat das befohlen? Da war nichts in ihr drin, und auch jetzt ist nichts in ihr drin. Weil alles in ihr drin ist, ist nichts mehr in ihr drin. Die Mutter weiß nicht, was sie tun soll. Sie weiß nicht, was sie sagen soll. Wie soll sie es auch wissen? Was kann sie schon wissen? Da ist nichts zu wissen, denn die Tochter ist ja weg, ist einfach weggegangen vor Jahren, und jetzt, plötzlich, ist sie wieder da, in vier Meter Entfernung, und die Tochter hat sie nicht gesehen, denn sie ist woanders, sie ist bei den Löwen im Käfig, noch nicht einmal jetzt ist die Tochter bei ihr. Wo ist sie, die Tochter? Ihre Tochter? Sie hat doch einen Namen! Einen Namen hat die Tochter! Erleichterung umspült sie, endlich ein Plan! Ihren

Namen! Ich muss ihren Namen sagen! Wenn ich sie rufe mit ihrem eigenen Namen, dann kommt sie zu mir zurück, denn ein Kind hört auf den eigenen Namen, wenn die Mutter ihn ruft! Sie öffnet den Mund, doch kein Ton kommt raus. Sie schluckt, muss die Augen trocken halten, komm schon! Ein zweiter Versuch. Ja, da war was zu hören, ganz leise zwar, aber doch, da kam ein Ton aus ihrer Kehle raus, hat sich in die Luft gesprüht, in Richtung zu ihr, der Tochter, die vor ihr steht, erstarrt, der Körper steif, noch steifer als zuvor, oder bilde ich mir das ein? Hat sie was gehört, die Tochter? Hat sie nicht eben ihren eigenen Namen gehört? Siehe, Tochter, aus den Tiefen rufe ich zu dir! Noch einmal, lauter jetzt, ja, ihre Stimme gewinnt an Festigkeit, ich will deinen Namen sagen und rufen dich zu mir. Dann, ein drittes Mal. Dreh dich um. Dreh dich doch um, in aller Herrgotts Namen, dreh dich doch einfach um.

Und das, erzählt die Pflegerin, während sie die zweite Flasche Wein entkorkt, ist noch nicht die ganze Geschichte. Denn das Mädels hab ich danach noch einmal gesehen! Ein paar Monate später. Ich dachte schon, ich hab ein Déjà-vu! Denn ich schwöre dir (wieder erbebt die Stimme), es war haargenau dieselbe Situation! Wieder ein Nachmittag mit Sonnenschein. Viele Familien, viele Kinder. Wieder der Platz. Vor dem Löwenkäfig. Und wieder steht es da und ist versunken in das Tier. Steht da und rührt sich nicht. Ich komm (Geschichte, wiederholst du dich?) zufällig dort vorbei, und da steht es. Aber etwas, das seh ich sofort, etwas ist anders. Da ist der Löwe, und da ist sie. Wie durch ein Tau verbunden, die beiden. Aber etwas ist anders. Das Tau endet nicht bei ihm. Das Tau geht über es hinweg, spannt sich weiter hinter ihm, hinter dem Mädels, denn dort ist eine dritte Partei. Ein anderer, neuer Körper. Der Körper einer Frau, die schon älter ist. Hat eingefallene Züge, doch früher, das wette ich, da sah die mal gut aus. Eine große Frau mit weißem Haar, die kann auch furchteinflößend sein, glaub ich sofort. Steht da und guckt aufs Mädels drauf. Rührt sich nicht, genau wie das Mädels. Ich denk sofort, das muss die Mutter sein. Beide so starr! Kein Zucken! Wie eine geometrische Form. Die Frau, die die Mutter ist, die sie sein muss, die steht nur da und starrt aufs Kind. Das Kind starrt auf den Löwen. Der Löwe starrt zurück, aufs Mädels? Auf die Mutter? Auf die Form? Da ist irgendwo ne Bombe begraben, das spür ich sofort. Die Luft selbst hättest du zerschneiden können! Und du, fragst die Freundin, schon leicht beschwipst. Ich? Ich geh in Hab acht! So, dass ich Mutter, Tochter, Löwe vor mir hab in einer Linie. Weißt du, da waren auch plötzlich keine Menschen mehr. Die gingen in großem Bogen vorbei. Als ob da eine Mauer wär oder ein Magnetfeld. Und dann, plötzlich, geht der Mund der Mutter auf und raus kommt ein Ton. Ein Name, glaub ich, doch ich konnt ihn nicht verstehen. Das Mädels aber rührt sich nicht vom Fleck. Wurde angesprochen, aber reagieren tat es nicht. Steht nur da wie ne Säule. Die Mutter aber nochmal, macht den Mund auf, und dann nochmal, und nochmal. Hält

den Blick starr auf das Mädels. Und dann, plötzlich, dreht sich das Mädels um. Dreht sich um und guckt sie an, die Frau, die Mutter. Ich atme leise ein, irgendetwas wird passieren, doch was? Atme leise ein und aus. Warte ab. Dann, ganz leicht, ein Zucken. Die Mutter zuckt zur Tochter hin, spannt sich in ihre Richtung, wie eine Statue, die zum Leben erwacht. Und das Mädels rennt. Rennt los. Ohne Vorwarnung. Rennt an mir vorbei, an den Gehegen rennt sie vorbei, und es rennt schnell. So schnell, als wär der Teufel höchstpersönlich hinter ihm her. Die Mutter erneut zur Statue erstarrt, doch nur kurz; sie schaut zum Löwen, der Löwe schaut zurück, was der sich wohl gedacht hat, frag ich mich, und hinterher! Die Mutter rast der Tochter hinterher, als gäbe es kein morgen. Rast an mir vorbei, hätt mich fast noch umgerannt, und ich? Ich, ohne nachzudenken, jag selbst der Mutter hinterher, was ist da los, was ist denn mit euch los? Jag den beiden hinterher, vor mir die Mutter, doch die Tochter, die ist schon weg. Dann, urplötzlich, lässt der Wahnsinn von mir ab. Was tust du da? Hast dich doch nicht einzumischen! Ich brems ab, seh der Mutter nach, wie sie ihrem Körper, ihrem Alter trotzt, der Tochter nachjagt, doch es ist zu spät. Und schon ist auch die Mutter fort aus meinem Blick. Ich geh zurück, zum Käfig, der Löwe hat sich hingelegt, er schließt die Augen, es ist vorbei.

Zwei Monate später ist die Waffe da. Eine alte Winchester, in braune Folie eingehüllt. Das hat gedauert! Lange, kräftezehrende Nächte im Netz, bis SIE endlich einen Verkäufer findet, einen Sammler, der sich von einigen seiner Stücke trennt. Der will keinen Waffenschein sehen, nein, der will Geld sehen! Das ist ihre Chance. Sie wirbt mit einem guten Preis, er tut die Hand drauf, Deal! Nicht nachvollziehbar das Gerät für die Behörden, schreibt er ihr auf einem abhörsicheren Nachrichtendienst, denn offiziell ist es schon seit langem kaputt. Es ist aber nicht kaputt. Das versichert der Sammler wieder und wieder, und siehe! Er hat nicht gelogen. Hat die Wahrheit gesagt. Sie versichert sich noch in derselben Nacht, als alles schläft. Geht in den Forst hinein und feuert. Der Schuss reißt die Stille entzwei, sie taumelt, fast wäre sie nach hinten gefallen, Rückstoß. Sie atmet schwer und lächelt. Ein zweiter Schuss, schon besser, aber zu laut! Sie schraubt den Schalldämpfer auf die Mündung (den gab's gratis noch dazu), nochmal, und siehe, ein sanfter, liebevoller Knall in die Nacht. Gut, denkt sie. Gut.

Die Mutter? Unten im Auto wacht sie, jeden Tag, denn jetzt hat sie Lunte gerochen, die Mutter, und ein zweites Mal entkommt die Tochter nicht! Wehe, wenn ich dich in meine Finger kriege! Hast mein Leben zerstört, hast alles kaputt gemacht! Die Mutter kocht vor Zorn. Sie hasst ihre Tochter, die sie verlassen hat für immer, die geflohen ist aus ihren Armen, die sie verraten und verstoßen hat. Sie hat doch auch Gefühle! Doch sie, die Tochter, kennt nur sich! Sich und ihre Krankheit, doch irgendwann ist es vorbei



mit dem Verständnis, mit süßer Wischi-Waschi-Politik! Ab heute gilt ein neuer Kurs: Harte Pädagogik, die wird sich noch umgucken. Hörst du mich, Tochter? Komm heraus! Du hast gewonnen! Kannst rauskommen, ich will dich nicht verstehen! Nicht mehr. Das Privileg hast du verspielt, ach, du meine Brut! Nie mehr werd ich dich verstehen! Aber bestrafen kann ich dich, ich bin schließlich deine Mutter, na warte! Komm du nur zu mir zurück! So flucht die Mutter. Sie will ihre Rache sehen, also lässt sie nicht ab von ihr, der Tochter. Sitzt im Auto jeden Tag, das Küchenfenster fest im Blick, und malt sich ungeheure Strafen aus, die sie der Tochter antun wird. Sitzt unten vor der Tür, kocht innerlich, wartet. Sie will von ihr gesehen werden. Kein Versteckspiel mehr, kein Lauern und Lauschen. Ich bin hier unten, und glaub mir, ich halte länger aus als du. Werd dich raustreiben, du wirst schon sehen. Los, gib auf! Häng die weiße Fahne raus, du hast verloren! Ich spiele jetzt mit offenem Visier. Ich werd mich nicht mehr anschleichen. Nein, dein Geist von nun an werd ich sein! Ich werde da sein jeden Tag, jede Nacht, ich folge dir, ich werd dein schlimmster Albtraum sein. Schau her, Tochter, schau her! Ich bin hier, für immer.

Alles anders jetzt, wenn die Tiefe ruft. SIE will den Ruf erwidern, will hinabsteigen, wo ist meine Mannschaft, wo ist mein Schiff? Doch das Schiff ist nicht mehr da, nichts ist mehr da, und sie weiß, dass es nie mehr zurückkehren wird zu ihr. Kein Schiff wird auftauchen aus der Tiefe und sie an Bord lassen. Die Tiefe ist ausgewandert, umgezogen, sie hat sich woanders niedergelassen jetzt, wo sie nicht mehr Herrin ist der Lage, sie hat sich verpflanzt, und sie, die Herrin, hat plötzlich panische Angst. Deswegen muss die Waffe stets bei ihr sein, wenn sie hinabsteigt in die Tiefe, denn sie, die Tiefe, ist kein freundlicher Ort mehr. Was ist sie jetzt? Mit pochendem Herzen schlägt sie die Augen auf; sie wacht jede Nacht woanders auf, die Tiefe wandert, wo ist sie nun? Sekunden vergehen. Sie liegt auf weichem Moos, die Finger umfassen den Lauf, und vor ihr liegt ein düsterer Wald. Sie springt auf, das Gewehr im Anschlag, was ist das hier? Nicht nur ein Wald. Vielmehr ein Gespinst, so dicht, dass kein Sonnenlicht durch das Blattwerk dringt. Dann ein Zischen, ein Vogelgeschrei, sie springt auf, weg von hier, weg! Sie muss hier raus. Lange Stunden wandert sie durch das Gespinst. Das Gewehr hält sie am Körper, damit sie es jederzeit einsetzen kann gegen sie, die Tiefe, und gegen SIE, die andere, die irgendwo da draußen lauert. Tränen und Schweiß auf ihrem Gesicht, sie will doch nur in schlafen, in Frieden schlafen, warum muss ich hier jetzt sein? Warum muss ich in der Tiefe sein? Sie will das nicht. Sie will zurück, an die Oberfläche, doch die ist versperrt, die hat sie versperrt, die hat sie ausgesperrt in Ewigkeit.

Die Nachbarin sitzt auf dem Klo, als der erste Schuss fällt. Ein in die Länge gezogener Knall, direkt aus der Wohnung droben, wo es, das Mädels, schon so lange lebt. Die

Nachbarin stürzt los, dabei ist sie noch gar nicht fertig, sie stürzt die Treppen hoch und hämmert an die Tür, hallo Sie, ist alles in Ordnung, hallo, hallo? Schweigen. Doch sie, die Nachbarin, hat jetzt wirklich Angst, hat das Mädels sich was angetan vielleicht? Es ist doch krank, das Mädels, und schon lange war's verdächtig ruhig. Keine Musik mehr und kein Krach vom Fernseher. Auch das Katzenvieh hat sie nicht mehr gesehen. Die muss seit Wochen in der Wohnung sein, das muss doch stinken! Anrühlich, das alles, und jetzt noch das. Hallo? Hallo? Ihre Stimme ist schneidend und stark, jetzt kommt der nächste Nachbar vor die Tür, alles in Ordnung? Ja, ja, haben Sie nicht auch den Schuss gehört? Den Schuss? Ah ja, diesen Knall da, kam der von hier? Die Nachbarin kann's nicht fassen, kann die Dummheit nicht fassen, man hat doch wohl zwei Ohren im Kopf! Ja, der Schuss! Der kam aus dieser Wohnung hier, hallo, hallo, bitte liebes Mädels, mach doch auf! Sie hält das Ohr an die Tür. Dann plötzlich von drinnen eine Stimme. Alles in Ordnung, entschuldigen Sie bitte! Mir ist nur was umgefallen, alles gut! Die Nachbarin atmet auf vor Erleichterung. Das Mädels lebt, auch wenn es lügt, denn umgefallen ist da sicher nichts. Das war ein Schuss, und sie, die Nachbarin, lebt ja nicht auf dem Mond. Ob sie die Mutter, die draußen stramm im Auto sitzt, vom Vorfall unterrichten soll? Sie weiß es nicht. Muss überlegen. Also zieht sie sich zurück, geht zurück in ihre Wohnung, geht zurück aufs Klo.

Das Tier will raus, aber es darf nicht raus, denn die Herrin hat alle Tore versperrt. Das Küchenfenster fest verschlossen, weitere Schlösser an der Tür. Das Tier kann nichts tun. Die Herrin? Liegt im Bett, die Arme fest verschränkt um das Gewehr. Dort liegt sie, Tag für Tag. Sie steht nicht auf, sie liegt nur da, Stunden um Stunden, unruhig schläft sie, träumt sie? Wovon träumt sie? Das Tier kann's nicht wissen. Es hat versagt. Kann sie nicht trösten, ist kein Schutz mehr vor der bösen Welt. Die Welt wartet draußen, und sie wartet auf sie. Eines Tages, weiß das Tier, wird sie sie kriegen. Dann wird die Welt sie zu fassen kriegen, die Herrin. Und das Tier ist dann nur noch ein Tier. Soll es sich zurückziehen in den Schutz der Mauer, dort, wo es hergekommen ist? Soll das Tier sie verlassen? Die Herrin zurücklassen, zulassen, dass sich die Welt sie holt? Dass die Tiefe sie holt? Unglücklich steht es da, das Tier, und da ist nichts, was es noch tun kann, was irgendwer noch tun kann.

Erst ein Knallen, dann ein Schluchzen. Die Nachbarin liegt im Bett, es ist drei Uhr nachts, sie ist hellwach. Kann alles hören. Ihre Sinne haben sich weiterentwickelt, alle Frequenzen sind neu eingestellt. Als ob das Mädels im Nachbarzimmer wäre. Sie hört alles. An Schlaf ist nicht zu denken. Was es wohl betrauert? Was hat geknallt? Ein Schuss war es diesmal nicht, es war dumpf, hat sie etwas umgestoßen? Ein Kurzschluss am Herd? Sie geht aus dem Bett und schaut aus dem Fenster, aber das

Mutterauto ist weg. Ist heimgefahren und schläft, die Mutter, sonst, vielleicht hätte sie – was hätte sie? Sie weiß es nicht, aber sie kann das Denken nicht lassen. Du hast damit nichts zu tun, sagt die Nachbarin zu sich selbst, aber es hilft nicht. Sie muss daran denken. Sie muss an das Mädchel denken, an die Tochter und an den Tag, als die Tochter, vom Schweiß patschnass, in die Wohnung stürmte und die Tür zuknallte und alles hinter sich verschloss. Was war passiert? Kurz darauf war die Mutter vorgefahren, doch nicht mehr lauernd und versteckt, nein, direkt vor die Tür. Der Nachbarin schaudert, das ist nicht gut, nichts hier ist mehr gut. Sie schaut auf die Uhr. Vier Uhr. Keine Geräusche mehr. Geh ins Bett, alte Frau, geh einfach ins Bett.

Auch SIE hat das Auto gesehen, und schlimmer, sie hat die grimme Miene der weißhaarigen Frau gesehen, die gekommen ist, sie zu holen und zu vernichten. Panisch schiebt sie die Rollläden runter, die Küche ist nun ein dunkler Ort, wie alles in ihrem Leben ein dunkler Ort ist, die Oberfläche und die Tiefe, die Wohnung und der Wald. Kein Licht mehr. Vor ihr, freundlich fragend, das Tier. Sie keift es an, du solltest mich doch beschützen, oder? Erschrocken faucht das Tier zurück, trollt sich in eine Ecke und rührt sich nicht vom Fleck. Sie fühlt sich elend. Kein Freund mehr in dieser Welt. Nichts mehr, nichts. Dann, plötzlich, wird sie müde. Sie wird immer so müde! Es passiert ganz plötzlich, auf Angst folgt Schlaf folgt Angst, und kein Ausgang weit und breit. Sie schultert das Gewehr und geht ins Bett. Wartet nur schon auf den Wald, der kein Wald ist, der kein Schiff ist, der schon gar kein Hafen ist, nur wildes Wurzelwerk, lass mich dir folgen, lass mich in die Tiefe folgen, denn einen anderen Weg seh ich nicht mehr.

Was wäre gewesen, wenn die Mutter einfach gegangen wäre, einfach weggefahren wäre und die Tochter gelassen hätte für immer? Was wäre gewesen? Mit dieser Frage wird die Mutter Tage verbringen und Nächte und Wochen und Monate. Eigentlich ihr ganzes Leben. Mit der Psychologin wird sie die Frage besprechen, sie wird ihre Schuld bekennen, und die Psychologin wird antworten, sie trage keine Schuld. Sie, die Mutter, trage keine Schuld, nur die Umstände, für die keiner was kann, die tragen die Schuld. Die Umstände, insistiert die Psychologin, nicht sie. Es wird ihr keine Hilfe sein. Denn es stimmt nicht. Die Schuld liegt bei ihr, ganz allein. So einfach ist es. So wird es immer für sie sein. Die Schuld wird ihr Leben bestimmen jetzt und für alle Zeit. Aber das weiß sie noch nicht, kann sie ja nicht wissen in dem Moment, als der Anruf eingeht. Sie hat ihre Tagschicht beendet und gönnt sich nun ein kleines Mahl. Morgen wird sie wieder Stellung beziehen vor der Tochter und sie zerdrücken und in ihre Arme treiben, denn lang kann's ja nicht mehr dauern, bis die Tochter aufgibt. Gottes Mühlen mahlen langsam und so weiter. Sie wird die Tochter besiegen, denn sie, die Mutter, ist im Recht.

All das Leid hat sie nicht verdient, hat auch die Tochter nicht verdient, aber sie, die Mutter, hat ihre Tochter wohl verdient! Sie wird sie holen, schon bald wird sie die Tochter heimholen, dem Spuk ein Ende setzen, jawohl! Welch Hochgefühl, einen Plan zu haben! So lange hatte sie keinen Plan, nur Verzweiflung, aber Verzweiflung ist kein Plan. Ein Plan ist ein Plan! Und jetzt, endlich, hat sie einen Plan, einen guten Plan, und als das Telefon klingelt und sie die Stimme der Psychologin hört, hören Sie?, Sie müssen kommen!, bei Ihrer Tochter stimmt was nicht!, die Polizei fährt jetzt hin und öffnet die Tür, können Sie mitfahren?, als sie all das hört, da weiß sie: endlich! Endlich habe ich gewonnen.

Als die Rotte um die Ecke biegt, steht die Nachbarin am Fenster und guckt. Sie hat die Rotte gerufen, sie hat sie erwartet, doch was muss sie sehen? Sie hat mit einem Streifenwagen gerechnet, mit einem Beamten oder zwei. Aber es kommt eine Armee. Fünf bewehrte Männer mit Stiefeln und Ausrüstung und die Mutter ist auch im Schlepptau mit dabei. Sie klingeln bei ihr, der Nachbarin, und sie öffnet die Tür, was soll sie sonst auch tun? Aber sie hat Angst. Was tun diese Männer hier? Grimmig blickende Wesen, und die Mutter? Sie lächelt? Warum lächelt die Mutter, wenn doch so gar nichts hier zum Lachen ist? Was hat das alles zu bedeuten? Warten Sie unten, sagt der eine, und so ist sie unten abgestellt, hilflos muss sie zusehen, wie sich die Rotte vor der Wohnungstür versammelt, die Nachbarn in ihre Wohnungen zurückdrängt, denn die Schritte der Rotte machen Lärm. Eine Armee ist aufgefahren, um dem Mädels zu helfen. Es zu retten. Eine Rotte auf Rettungsmission. Die Nachbarin ist tief beunruhigt, als die Rotte auf die Tür einschlägt, machen Sie auf, Polizei hier, machen Sie auf! Hallo, hören Sie mich? Machen Sie auf! Keine Antwort. Dann die Mutter, ich bin's, deine Mutter, mach die Tür auf, bitte mach die Tür auf, wir müssen reden! Die Nachbarin zuckt zusammen. Alles ist hart und laut und ungestüm. Alles ein Wille. Alles will da hinein. Es gibt keine Verhandlung, hier wird nicht verhandelt, hier wird Recht getan und das Recht gewollt und der Wille gewollt und das Mädels? Was macht das Mädels? Das Mädels macht nichts. Die Tür bleibt zu. Bleibt der Rotte versperrt. Die hämmert wieder und wieder und ruft und brüllt und droht. Sie muss aufmachen, sie darf sich nicht der Staatsgewalt entziehen, niemand darf sich der Staatsgewalt entziehen, wir sind da, um Ihnen zu helfen, junge Frau, also, machen Sie die Tür auf, los! Machen Sie die Tür auf! Wenn Sie die Tür nicht öffnen, dann brechen wir sie auf, haben Sie das verstanden? Die Tür aufmachen, sofort! Die Rotte kennt kein Erbarmen, und die Mutter? Die Nachbarin drückt sich am Flur entlang, versucht, den Blick der Mutter zu entziffern. Da ist kein Lächeln mehr, alle Siegesgewissheit ist verschwunden. Denn da geht was schief. Das spürt die Mutter, wie Mütter es halt spüren, wenn etwas schief geht mit den Kindern. Und weil die Mutter es spürt, spürt die Nachbarin es auch: Hier geht etwas

schief, ganz gewaltig geht hier etwas schief, das muss man doch spüren! Aber die Rotte spürt es nicht. Noch nicht. Denn die Rotte ist aufgewiegelt. Jetzt bearbeitet sie die Tür mit einem Gestell, das die Nachbarin nicht kennt. Ein Hebel, vermutet sie. Ja. Die Tür wird aus den Angeln gehoben, mit vereinten Kräften aus ihrer Verankerung gerissen, gleich ist es geschafft. Die Tür bewegt sich! Wird nur noch von den Riegeln gehalten, die das Mädels angebracht hat, doch die haben keine gute Qualität, die sind im Internet bestellt, und dem Internet ist nicht zu trauen. Fünf Männer stemmen sich gegen eine Tür, diese eine Tür, die alles Unglück in sich birgt. Und siehe! Die Tür bricht auf, und vor der Rotte steht SIE. Das Mädels. Eine junge Frau. Sie trägt einen Pyjama und hat ein Gewehr. Ihr Blick ist klar und ohne Furcht. Sie wird nicht lange fackeln. Niemand wird hier lange fackeln. Sie legt an und zielt. Zielt mitten auf die Rotte drauf; die stiebt auseinander, die Mutter wird zu Boden gezogen, sie schreit, sie fleht, die Nachbarin kreischt, die Rotte brüllt, und dann, endlich, fällt der erste Schuss.

Wenn SIE durch ihre Stadt läuft, am Hafen entlang, durch die krummen Gassen mit den alten Häusern, begegnet sie manchmal einem Menschen. Dann bleibt sie stehen und hält einen Schwatz. Die Menschen, denen sie begegnet, sind alle freundlich zu ihr. Niemand kommt ihr zu nahe. Niemand will etwas von ihr. Man redet, weil man halt redet. Keine Hintergedanken. Nur schlichte Freundlichkeit. Sie lassen sie kommen, und sie lassen sie gehen. Nichts zieht und zerrt. Sie hat Urlaub. Gleich wird sie einkehren in die Schenke, vielleicht gönnt sie sich ein dunkles Bier. Darauf hat sie Lust. Sie kann machen, was sie will. Heute ist sie frei. Die Mannschaft erwartet sie erst morgen zurück. Dann wird es wieder losgehen, sie wird die Segel setzen lassen, weiter auf das Meer hinaus, ins Abenteuer hinein, beherzt in die Tiefe hinein.

Nebel, Husten, Rauch. Es dauert eine Weile, bis alle wieder sehen können. Bis sich alles gelichtet hat vor ihrem Blick. Dann sehen sie. Sie sehen das Mädels, das vor ihnen liegt. Es ist mit einer, drei, vier, fünf, zehn?, man weiß es nicht, erst später wird man es wissen, wenn das Mädels untersucht ist vom Pathologen, wenn die Notwehr festgestellt und die Beamten freigesprochen sind, wenn die Akten geschlossen sind, erst dann wird man wissen, wie viele Kugeln den Körper durchsiebten, bevor es zu Boden ging für immer. Doch jetzt weiß man es nicht. Jetzt stehen alle nur da und schauen auf die eine Stelle, wo SIE liegt. Ein stiller, fast formloser Umriss. Dann, allmählich, Bewegung, einer geht auf sie zu, untersucht den Puls, ein anderer hockt sich daneben, ein dritter rasch die Treppe runter, der vierte schon am Telefon. Nur der fünfte, der jüngste, der mit dem blonden Schopf, erinnern Sie sich?, der schaut stumm die Mutter an. Wartet, bis sich die Blicke finden. Tut mir leid, sagt er dann. Tut mir leid.